

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 12

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 12
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. März 1937

Heft 12

Osterlied.

Die Engel spielen noch ums Grab,
Doch Er ist auferstanden!
O, trüg ich meinen Pilgerstab
Nach jenen Morgenlanden,
Zur Felsenkluft
Mit hohler Gruft,
Denn Er ist auferstanden!

Wer nur sein eigener Götz war,
Geht unter in dem Staube,
Mit jener lichten Engelschar
Verschwistert nur der Glaube:
Wer liebend strebt,
Solang er lebt,
Der hebt sich aus dem Staube!

So laß uns, wie du selbst, o Sohn,
Rückkehren aus der Hölle!
O, daß schon jetzt Posaunenton
Von Pol zu Pol erschölle!
Dein Stachel sticht,
O Tod, uns nicht,
Du siegst nicht ob, o Hölle!

Aug. von Platen.

Einjamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

12

„Du bist bald mehr im Pfarrhaus als daheim,“ sagte Hartmann zu seiner Tochter.

„Was soll sie sonst hier für Verkehr suchen?“ fiel ihm seine gepukte Frau ins Wort.

Sie saßen in ihrer schön eingerichteten Stube, die Frau auf dem Klavierstuhl, vom Instrument jedoch abgedreht, Hartmann mit einer Zeitung in der Hand in einem weichen Lehnstuhl. Frau Hartmann pflog Musik, eine sonderbare freilich. Sie spielte Tänze und Märsche, zwischenhinein ein elegisches Salonstück klappernd und flüchtig herunter; mit dergleichen hatte sie in ihrer Ju-

gend und früheren Eigenschaft als Schenkman-
sell gewisse Gäste unterhalten. Der Säger hatte nichts gegen ihr Spiel, er war an Lärm gewöhnt; die Töne bedeuteten ihm nicht mehr als das Zischen seiner Sägen. Meta aber lief davon, wenn die Mutter musizierte. Weil sie das wußte, hatte Frau Elisabeth auch jetzt, da Meta soeben eingetreten war, den Klavierdeckel zugeklappt.

Meta kam vom Pfarrhaus zurück, und des Vaters Bemerkung hatte an ihre Heimkehr angeknüpft. Ihr Gesicht war vom Gange leise gerötet. Es herbstete draußen, und die Tage waren frisch. Sie antwortete indessen dem Vater nur

durch einen erstaunten Blick; sie war keine Einmischung in ihre Angelegenheiten gewohnt. Plötzlich aber vertiefte sich das Rot ihrer Wangen. Zum erstenmal durchzuckte sie der Gedanke, daß ihr reger Verkehr mit dem Pfarrhause dazu angetan war, bei den Leuten Verwunderung hervorzurufen.

„Die Rots haben vortreffliche Verbindungen,“ sprach Frau Hartmann vom Klavier aus weiter. „Sie sind mit den ältesten Geschlechtern des Landes verwandt.“

Frau Hartmanns Seidenes rauschte zu ihren Worten. Sie hatte Ehrgeiz. Es schmeichelte ihr, daß ihre Tochter mit dem Pfarrer und seiner Mutter so gut stand.

Der Säger schwieg und sah scheinbar in seine Zeitung.

Meta hielt Hut und Jacke in der Hand, die sie abgenommen hatte, und richtete ihrer Mutter das Ergebnis einer Besorgung aus, die sie auf dem Wege ins Dorf erledigt hatte. Indessen hob sich ihres Vaters Blick über die Zeitung hinaus und nach ihr hin. Dieser Blick war scharf und flug. Die Augen zündeten unter den buschigen Brauen hervor, als spräche er mit einer Art Verschmiztheit zu sich selber: „Redet immerhin, ihr zwei Frauen! Ich weiß, was ich weiß.“

Nach einer Weile hob er in gleichmütigem und geschäftlichem Ton wie einer, der im Vorbeigehen etwas erledigt, was doch früher oder später gesagt sein muß, abermals zu sprechen an. Meta stand eben im Begriff, sich der Türe zuzuwenden. „Verbindungen und Verwandtschaft hin und her,“ sagte er laut. „Ich hoffe, daß aus der Freundschaft mit dem Pfarrer nichts andres wird.“

Meta drehte sich ihm zu. Sie verlor die Farbe.

Der scharfsinnige Vater sah aus ihrer Bestürzung, daß seine Mahnung nicht zu früh kam. Aber seine Ruhe verließ ihn nicht. „Ubrigens wird er keine Katholikin nehmen,“ fuhr er fort.

Das Mädchen kämpfte mit sich selber. Sollte sie sprechen? Die Liebe schrie in ihr und drängte sie, die über kurz oder lang nötig werdende Erörterung mit den Eltern jetzt aufzunehmen. Es gab trotz alledem Wege, die sie und Huldreich zusammenführen konnten, und sie wollte diese Wege nennen. Die Lehren Rots, die in ihr gewirkt hatten, standen ihr deutlich vor Augen. Dann kamen ihr Bedenken. Gedanken und Entschlüsse verwirrten sich ihr. Sie empfand, daß sie in sich selbst noch immer nicht die nötige Klarheit hatte. Da fehlte ihr auch die Kraft zu verfechten,

wessen sie noch nicht völlig sicher war. Sie bohrte mit der Spitze des feinen Stiefels im weichen Fußteppich. „Unsinn! Zwischen uns ist nichts,“ äußerte sie mit kaum verständlicher Stimme. Sie wußte nicht, was sie sagte.

Der Säger war aufgestanden. Nun kam er mit seinen breiten, plumpen Schritten über den Teppich der Türe zu, an Meta vorüber.

„Wir stehen zu dem, was wir glauben,“ sagte er. Er zeigte damit, daß er um die Wege wußte, an die Meta dachte, und vielleicht auch um das, was soeben in ihr vorging. Es lag keinerlei besonderer Nachdruck in seinen Worten. Er benutzte nur gleichsam die Gelegenheit, um mit einem Worte an seine Glaubenstreue als an etwas Feststehendes, Unverrückbares zu erinnern. Als er es gesagt hatte, fügte er fast im gleichen Atemzug und als sei es nicht nötig, sich bei etwas Unwichtigem länger aufzuhalten, hinzu, ein Geschäft rufe ihn ab. Er ging auch wirklich. Keine Minute hatte sich sein Wesen eines besonnenen Geschäftsmannes verändert. Dennoch war es den zwei Frauen, die zurückblieben, als sei eine Frage, die sich ergeben, ein für allemal beantwortet.

Frau Hartmann sah ganz betroffen aus. „Was hast du angestellt?“ fragte sie die Tochter.

„Nichts,“ entgegnete Meta mit jener Empfindlichkeit im Ton, die sie leicht der Mutter gegenüber annahm. Auch sie verließ darauf die Stube. Während sie nach ihrem Zimmer ging, hatte sie ein Gefühl, als sei ihr etwas Liebes entrissen worden. Ihr war bang. Was sie und Huldreich in gemeinsamen Gesprächen erwogen und erhofft hatten, erschien ihr unerreichbar.

Sie war von da an niedergestimmt. Zwei Tage lang vermied sie Huldreich. Dann sahen sie sich wieder, und ihre Besuche im Pfarrhaus nahmen ihren Fortgang. Hartmann legte ihnen nicht das geringste in den Weg. Vielleicht wußte er, daß er ein großes Hindernis schon in diese Liebe hineingeschoben. Meta aber getraute sich nicht, Huldreich von dem zu erzählen, was zu Hause vorgegangen, wiederum, weil sie ihrer selbst nicht sicher war. Diese Unsicherheit verließ sie nicht mehr. Oft bei den Gesprächen mit dem Geliebten erkannte sie plötzlich, daß sie mit ihren Gedanken nicht bei seinen Worten gewesen. Wenn er dann erstaunt fragte, was sie sinne, äußerte sich ihre Liebe in einer stürmischen Zärtlichkeit. Mit dieser suchte sie von da an fast unbewußt ernstern Besprechungen auszuweichen. Echt und tief war ihre Liebe dennoch. Und Huldreich ließ

sich weiter daran genügen, ohne in diesen Tagen dem Ziele einer Vereinigung mit Meta näher zu kommen.

Da geschah etwas, was in Huldreich Rots Leben schlug wie ein Blitz. Es schreckte ihn selbst aus dem schönen Traum auf, in den sein Verhältnis zu Meta ihn versenkt hatte.

Pfarrer Rots Tagwerk wäre nicht vollständig gewesen, wenn er sich nicht auch der einsamen Frau am Dorfsende nach wie vor angenommen hätte. Lange Zeit hatte Magdalena Gredig nun ruhig und zufrieden gelebt. Mit Rots Hilfe hatte sie stets genügend Arbeit, um ihren Tag auszufüllen. Die Arbeit war das einzige, was ihr Freude und Ablenkung gewährte. Manchmal äußerte sie Heimweh nach den alten Eltern und ihrem stillen Hause. Auch Ulrich Widmers Vater hätte sie gerne noch einmal gesehen. Der wackere Mann hatte, ohne sich klar zu sein, was damit werden sollte, nach des Sohnes Verhaftung das Geschäft wieder in die eignen Hände genommen und betrieb es mit Hilfe einiger Gesellen weiter, der Altersruhe, die er gesucht hatte, nun vielleicht für immer entbehrend. Um die eignen Eltern sorgte sich Magdalena schwer. Der Vater hatte sein Amt niederlegen müssen und kränkelte, so daß er die Stube nicht mehr verlassen konnte. So waren sowohl er als seine Frau an die Stadt und das Haus, wo sie wohnten, gebunden und vermochten nicht, wie Magdalena gehofft, sie einmal in der Stille ihrer Zuflucht zu besuchen. Sie hatten indessen für sie getan, was sie konnten. Die Scheidung Magdalenas von Ulrich war den Bemühungen des Vaters zufolge ausgesprochen worden, und häufig kamen ermunternde Briefe nach Waldenz, Briefe, die Magdalena mahnten, ihre Furcht abzulegen und ins Vaterhaus zurückzukehren. Huldreich stimmte den Mahnungen, von denen Magdalena ihm Mitteilung machte, bei. Sie aber hatte nur ein verneinendes Kopfnicken als Antwort. In ihren Augen lag ein trüber Schein, und ihre Lippen legten sich schmal aufeinander, als ob sie sagen wollte: „Ich weiß es wohl besser als ihr alle.“

Als der Herbst heranrückte, bemächtigte sich der jungen Frau aufs neue die Unruhe, in der Huldreich sie anfangs kennen gelernt hatte. Wieder stand sie blaß wie der Tod mit weitgeöffneten Augen inmitten ihrer hellen Stube, wenn er eintrat. Sie verließ das Haus nur zur Nachtzeit und im äußersten Notfall, und es war wie ein stetes Frieren an ihr. Ihre Hände waren blutleer und zitterten, und ihre ganze Gestalt wurde

manchmal von Schauern erschüttert. Dennoch war sie nicht feig, sondern nur gleichsam aus aller Menschenliebe geworfen, frierend aus der Nachtzeit ihres Alleinseins.

„Sie müssen nicht klein von mir denken,“ sagte sie zu Huldreich mit schmerzverzogenem Munde. „Ich fürchte mich nicht so, wie es scheint. Ich werde ganz stillhalten, wenn es wirklich kommt. Es ist nur schrecklich, immer und immer darauf warten zu müssen.“

Huldreich redete ihr zu. Sie verbohre sich in einen krankhaften Gedanken, der ihren Geist ernstlich zu verwirren drohe.

Dann lächelte sie müde und reichte ihm wohl die Hand. Es tue wohl, sagte sie, ihn zum Freunde zu haben. Sie versuche oft, die Zuerst des Gottesglaubens zu gewinnen, die er ihr geben möchte, allein er möge bedenken, daß sie ein Mensch sei, der nach menschlicher Gesellschaft Not habe, den sie aber aus dieser Gesellschaft hinausgehezt und gleichsam in einen verlorenen Winkel gesagt hätten, aus dem ihre Jugend nach dem Schreie, was ihr Recht sei.

So war es vielleicht mehr die Liebe zum Leben und zu den Menschen, als die Furcht vor dem Tode, die Magdalena Gredig zittern machte.

Ihre Unruhe steigerte sich von Tag zu Tag. Ulrich Widmers Zuchthauszeit war abgelaufen. Sie wußte ihn frei, und sie wartete auf sein Kommen. Die Überzeugung, daß er kommen würde, ließ sie sich nicht nehmen.

Und er kam, wie sie erwartet hatte.

Es war eine düstere Herbstnacht, als er kam. Die Pfarrhausstuben waren zum erstenmal geheizt, und jene Behaglichkeit erfüllte sie, welche das Schutzhafte des Hauses den Menschen bei der ersten rauhen Winterdrohung gibt. In der Wohnstube saß Frau Jakoea über ihrer Arbeit. Huldreich schrieb in seinem Studierzimmer. Anna, die Magd, war schon schlafen gegangen. Große Stille herrschte im Hause; aber die Geräusche der Sturmnacht lebten an den Fenstern und verschärften den Gegensatz, der zwischen dem Frieden des Innern und der wilden Unruhe des Außen war. Der Wald, der im Rücken des Hauses stand, bog sich im Sturm. Wenn der Wind sich in die Tannen stürzte, erwachte ein Rauschen, als ob ein riesiger Vogel vom Berge in die Luft sich erhebe und mit mächtigem Flügelschlag über das Dach des Pfarrhauses brause. Dann wieder schwieg hier der Sturm und war enteilt und heulte nur noch fern im Tale. Und dann goß der Regen nieder und schlug an die Mauer, und ein-

zelne Tropfen fanden den Weg in die tiefen Ritzen der Fenster und klopften gleich scheuen Fingern an die Scheiben.

Der Schein einer grünüberschirmten Lampe fiel auf Huldreichs über den Schreibtisch geneigtes Gesicht. Seine Stirn schimmerte in mattem, elfenbeinernem Weiß, das schwarze Haar warf einen leisen Schatten hinein. Er arbeitete eifrig und achtete nicht auf seine im Halbdunkel liegende Umgebung. Wenn sein Ohr für Augenblicke dessen inne wurde, was um ihn geschah, vernahm er das Toben des Unwetters. Plötzlich ließ ein Luftzug, das Gefühl, daß die Türe sich öffne, ihn sich umsehen. Er hatte weder Schritte noch den Ton der klinkenden Türfalle gehört, aber er hatte das Empfinden, daß jemand hinter ihm stehe.

Magdalena Gredig stand in der Stube. Sie zog behutsam mit zitternden Händen die Türe hinter sich ins Schloß. Er sah zuerst ihren schlanken Rücken, um den sie ein schwarzes Tuch geschlagen hatte, und ihr krauses, schwarzes Haar, an dem wie Tau an feinen Gräsern noch jetzt einige Wassertropfen hingen. Langsam drehte sie sich um. Ihr Kleid war durchnäßt und klebte ihr am Leibe. Auch Gesicht und Hände waren ihr naß, und sie fror. Der schwere Regen hatte zwei Strähnen ihres widerspenstigen Haars zu entlocken vermocht, daß sie feucht und lang über die Schläfen niederhingen. Die Augen standen unnatürlich groß in ihrem Gesicht. Die Arme hingen lang zu beiden Seiten des Körpers nieder. Aber als er sie ansah, konnte Huldreich nicht an den Regen denken, von dem ihr Unbill gekommen war. Nicht von außen schien ihr diese geschehen, sondern sie bot einen Anblick, als ob, was ihr Haar und Hände und Gesicht feuchtete und ihr Kleid überströmt hatte, die Tränen eines ungeheuern Schmerzes wären. Das Bild eines menschengewordenen Kummers und einer unendlichen Armut stand sie an der Türe.

„Er ist da,“ sagte sie. Ihre Lippen sprachen die Worte so leise, daß Huldreich sie nur verstand, weil er sie ihr vom Munde las.

„Ulrich Widmer?“ fragte er.

Sie kam nicht näher. Wie manchmal Kleinigkeiten einen aus allen Gleisen geworfenen Menschen blickartig von seinem Kummer abzulenken vermögen, blickte sie jetzt erschreckt auf eine Lache, die aus ihren Kleidern tropfend, am Fußboden der Stube entstanden war, und schien nach einer Entschuldigung zu suchen. Dann erst schauerte sie zusammen und erzählte:

„Es war mir den ganzen Tag, daß er kommen mußte. Ich wartete. Als es Nacht war, zündete ich kein Licht an, saß nur am Fenster und schaute hinaus. Auf einmal sah ich ihn unten auf der Straße. Er kam heran und stand still und blickte das Haus an. Nach einer Weile ging er weiter, ein Stück die Straße hinan. Sie ist vom Licht hell, das den Eingang zum Hartmannschen Garten beleuchtet. Dort hielt er wieder an und schaute herab, immer herab. Da hielt ich mich nicht länger. Ich schlich aus der Tür. Jeden Augenblick glaubte ich ihn hinter mir. Über den Fußweg lief ich zu Ihnen hierher.“

Magdalena hatte alles in gleichem, hastigem Tone hervorgestoßen. Sie bat nicht, daß der Freund ihr helfe. Diese Bitte lag schon in ihrer Haltung und ihrem ganzen Außern.

Huldreich rot stand auf und dachte nach.

„Seien Sie ruhig,“ tröstete er dann und, sie betrachtend, fuhr er fort: „Sie müssen zu meiner Mutter hinüber. Sie sind völlig durchnäßt. Sie könnten sich den Tod holen.“

Magdalena achtete nicht auf seine Worte. Sie fühlte das äußere Unbehagen nicht. Was galt ihr, daß sie fror! Aber als der Pfarrer hinaus und zu seiner Mutter hinüberging, wohl um sie zu verständigen, schlich sie ihm scheu, angstvolle Blicke um sich werfend, nach durch den Flur.

Als Huldreich wieder aus dem Wohnzimmer treten wollte, um nach ihr zu sehen, lehnte sie schon am Türpfosten, kaum fähig, sich noch aufrecht zu halten. Er führte sie Frau Jakoea zu, die sie gelassen empfing. Dieselbe sprach nur wenige ruhige Worte und führte Magdalena in ein Schlafzimmer, das neben der Stube lag. Mit würdevoller, geräuschloser Langsamkeit und Umständlichkeit begann sie aus Kästen die Kleidungsstücke hervorzusuchen, die Frau Gredig anziehen sollte.

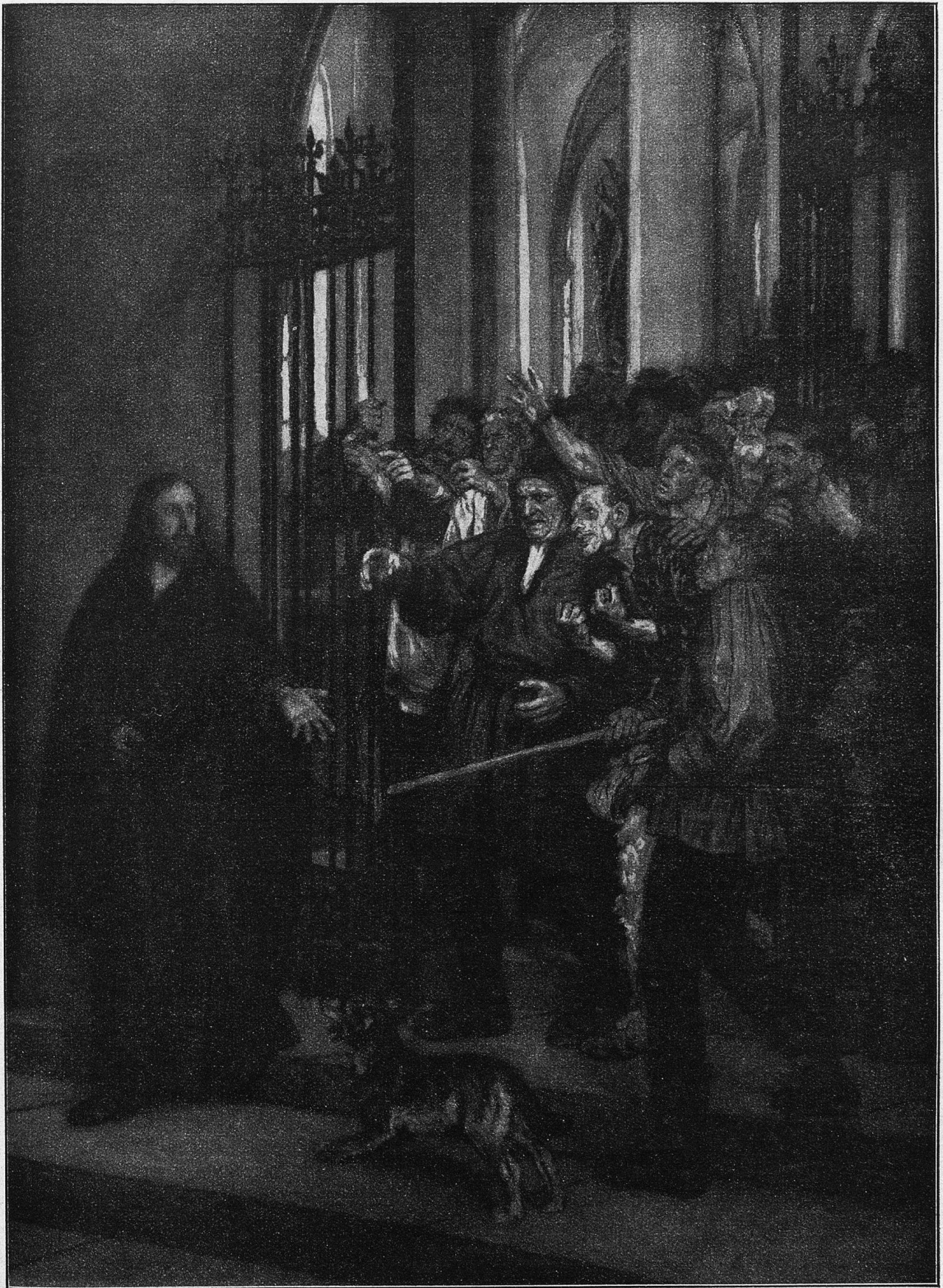
„Nun sorgen Sie für sich,“ mahnte Huldreich mit ermutigender Herzlichkeit. „Ich gehe.“

„Wohin?“ fragte sie bang.

Er entgegnete lächelnd: „Zu ihm.“

Sie tat einen Schritt, als ob sie ihn zurückhalten wollte. Dann sah sie ihn mit scheuer Bewunderung an und folgte Frau Jakoea, die sie ins Zimmer rief.

Huldreich legte den langen, schwarzen Lodenmantel um, zog die Kapuze über Hut und Kopf und ging. Im Flur entzündete er die Sturmlaterne. Als er aus der Haustüre trat, warfen sich Sturm und Regen ihm entgegen, als ob sie ihn nicht weiterlassen wollten. Der Regen schlug



Christus im Tempel. Gemälde von Prof. Eduard von Gebhardt.
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

ihm klatschend ins Gesicht, der Sturm packte seinen Mantel und riß daran mit wilden, zerrenden Fäusten. Der Widerstand weckte Huldreichs frohe Kraft. Sein Herz war ruhig. Er schritt fürbaß, ebenfalls den Fußweg statt der Landstraße wählend. Dabei trug er das Bild des Mannes vor Augen, den er auffuchen wollte, wie dieses Bild sich ihm aus den Schilderungen Magdalenas ergab. Es war ein Unglücklicher, den er zu treffen ging, einer, der einen Helfer brauchte. Huldreich Rots feurige und junge Seele hob sich in ihm, als ob sie Schwingen zum Fluge breite. Wenn der Zuchthäusler hätte ahnen können, wer da über den Berg herabstieg und was in diesem Menschen wallte, vielleicht hätte er ein Empfinden gehabt, als steige die Barmherzigkeit selber zu ihm hernieder.

Das Haus der Magdalena Gredig lag ganz dunkel, als er sich ihm näherte. Drüben am Garten der Hartmannschen Besitzung hatten sie die Laternen auch ausgelöscht. So war es, als schritte Huldreich in eine Wüste von Finsternis, in die nur seine Laterne zuckende, rote Blicke warf. Als er an den Fuß der Hüttentreppe gelangte, zögerte er einen Augenblick. Wie Magdalena ihren Mann geschildert hatte, war sein, Huldreichs, Gang nicht gefahrlos. Dann schlug sein freudiger Mut wie eine Welle über das kleine Bedenken hin. Er stieg mit wenigen Schritten die Treppe empor.

Eben als er die nur angelehnte Haustür erreichte, zuckte in der Stube ein Lichtschein auf. Dann sah er das Fenster hell werden. Er trat in den Flur und öffnete ohne zu klopfen die Wohnstübentür.

Ulrich Widmer saß am Tisch auf einem harten Stuhl. Er hatte die Deckenlampe angezündet, und ihr roter Schein gab der Stube die freundliche Behaglichkeit, die Huldreich an ihr kannte. Das Handwerk, das er trieb, hatte Widmers Erscheinung den Stempel aufgedrückt. Man sah der schweren, braunen Hand den großen Hammer an, dem starken, finsternen Gesicht die Glut der Esse. Er war kleiner als Rot, breitschulterig. Sein Gesicht mit dem dichten und wie nach all der Zeit noch immer rußigen, schwarzen Haar hatte eine eigentümliche Schönheit, die im Bau der kühnen Nase und in den braunen Augen lag. Der helle Blick ging durch die senkrechte Falte, die in der starken, roten Stirn stand, aller Freundlichkeit verlustig.

Widmer sah den Eintretenden erstaunt an. Es war nicht zu verkennen, daß er seine Frau er-

wartet hatte. Er erhob sich. Es kam etwas Streitbares und Wildes in seine Haltung.

„Guten Abend, Ulrich Widmer,“ sagte Huldreich Rot. Er stellte die brennende Laterne in eine Zimmerecke, nahm den weiten Mantel ab und trat näher an den Tisch. „Ich bin der Pfarrer von Waldenz,“ erklärte er.

Widmer hatte indessen an seiner Kleidung bereits seinen Stand erkannt. Er ließ sich wieder auf seinen Stuhl nieder, stützte den schweren Arm auf den Tisch und saß in nach vorn gebeugter störrischer Haltung da. Er trug saubere, dunkle, schwere Kleidung und weiße Wäsche. Er verleugnete den Städter nicht, auch in seinem Wesen nicht; denn er nahm den Gruß des Pfarrers mit einer Art gleichgültiger Höflichkeit entgegen.

Huldreich faßte einen Stuhl an der Lehne, rückte ihn vor Widmer hin und setzte sich zu ihm.

„Sie kommen Frau Gredig aufzusuchen?“ begann er.

„Meine Frau,“ erwiderte der andre.

„Sobiel ich weiß, ist die Scheidung ausgesprochen worden,“ bemerkte Rot schonend, aber bestimmt.

Das Wesen des andern ließ erkennen, daß er das Gespräch nur widerwillig fortsetzte und es für unnütz hielt, einem Fremden Rede zu stehen. „Das ist ohne meine Einwilligung geschehen,“ antwortete er in verbissenem Ton auf den vorigen Einwand.

„Lassen Sie uns zur Sache kommen,“ unterbrach Huldreich Rot plötzlich alle weitere Unterhaltung. Dann hob er von Magdalenas Geschichte an. Daß er alles wisse und daß er gekommen sei, mit Widmer über die Zukunft zu beraten.

„Keine Predigt,“ murrte dieser. In seiner ganzen Haltung lag die Frage: Siehst du nicht, Mensch, wie überdrüssig ich deiner bin?

„Frau Gredig ist in meinem Hause,“ teilte ihm Huldreich mit.

Nun sah er plötzlich auf. Seine Augen glänzten.

„Sie fürchtet sich vor Ihnen,“ fuhr Rot fort.

Widmer zuckte die Schulter und fiel in seine vorige Haltung zurück.

Darauf sprach Huldreich lange und in warmem Tone zu ihm. Daß seine Lebensgeschichte ihm viel zu denken gegeben. Daß er nun aber glaube, ihn kennen gelernt zu haben, dasjenige ausscheiden zu können, was an seinem Schicksal seine Schuld sei und seine Unschuld. Zuerst war

es, als ob er an einen Tauben hinredete. Als er aber von Ulrichs Jugendzeit sprach, schien irgendein Wort eine Saite in des andern Brust erklingen zu lassen. Er begann, ihm zu widersprechen, mit ihm um Recht und Unrecht zu feilschen. Zuweilen nickte er selbst zustimmend zu etwas, was Huldreich gesagt hatte.

Stunden vergingen, während sie so zusammen sprachen. Ihre Stimmen klangen gedämpft. Es war, als ob die lange Nacht hindurch zwei Ringer, mit leisen Worten ihren Kampf begleitend und mit dumpfer äußerster Anstrengung sich miteinander mäßten. Keiner wollte unterliegen und keiner gab nach. Der eine, Huldreich, war hell und offen, Siegeszuversicht gab ihm immer neue Kraft; der andre, Ulrich, war ein finsterner, mürrischer Gesell, der mit verbissenen Zähnen kämpfte und, schwer wie ein Block, nicht wich und wankte, wenn der Gegner ihn zu werfen meinte. In dem langen Hin und Her ihres bitteren Streites ging Huldreich das Geheimnis dieses Menschen und Menschenhassers auf. In Ulrichs frühester Jugend lag ein Vorfall, da irgend jemand dem schwerblütigen Kinde Unrecht getan. Diese unschuldig erlittene Unbill hatte im Herzen des Kindes wie Gift gewirkt, so daß es von da an in allem Guten bösen Willen sah. Weil einmal, vielleicht unwissentlich, ihm Böses getan worden war, begann es selbst Böses zu tun. Als aber die böse Tat ihm Feinde schuf und das Leben ihm Widerwärtigkeiten brachte, kam es darüber nicht hinweg, zog sich in sich selbst zurück, scheute die Menschen, grollte ihnen, gewann Freude an dem Groll und daran, ihn an andern auszulassen.

„Kein einziger hat mich verstanden,“ stieß Widmer heraus. „Keiner meint es aufrichtig. Falsch sind sie alle! Jeder denkt nur an sich. So habe ich es gemacht! Warum nicht! Jeder ist sich selbst der Nächste. Wie sie mir gekommen sind, bin ich ihnen gekommen, und ich bin keiner, der zuerst nachgibt.“

Huldreich rot lehnte sich wider diese Worte auf; er tue den Menschen Unrecht. Ein klein wenig mehr Vertrauen zu diesen und vieles würde besser werden. Er, Huldreich, habe ihn nie gekannt, aber er tue ihm leid, von ganzem Herzen leid, und er wüßte sich keine größere Freude, als ihm zeigen zu können, daß er es gut mit ihm meine. Die ganze Gewalt seiner Liebe wallte in Huldreich rot auf. Er legte die Hand auf den Arm seines Gegners, der geduckt und verbissen dasaß. Immer freier und begeisterter kamen ihm

die Worte, während der andre schwieg. Allmählich riß das innere Feuer ihn fort. Er erhob sich und legte die Arme um die Schultern Ulrichs, und so über ihn geneigt, sprach er zu ihm. Er mußte, mußte ihn gewinnen! Der andre saß da in der Nacktheit seines freunde- und freudelosen Lebens, und Huldreich kam gleichsam über ihn mit dem weiten warmen Mantel seiner Barmherzigkeit und umhüllte seine Blößen. So mächtig war in diesem Augenblick in dem jungen Pfarrer das Bewußtsein seines eigenen Reichtums, daß die Liebesarmut des andern ihm in die Seele schnitt und daß er zugleich immer gewisser war, aus seinem eigenen Überfluß ihn erlösen zu können. In der Leidenschaft der Überredung ließ er sich neben dem Zuchthäusler auf die Knie nieder, hielt ihn so in den Armen und sah mit seinem kühnen und heißen Gesicht zu ihm auf. „Mensch, siehst du denn nicht, daß du mir lieb bist?“

Der andre vermochte nicht ganz, sich der Macht dieser Persönlichkeit zu entziehen. Es war manchmal, als zucke das dunkle Gesicht. Aber endlich machte er sich doch von den Armen, die ihn hielten, los und sagte: „Und doch ist jeder falsch! Sie sind es, ich bin es! In einer andern Stunde glauben Sie selber nicht, was Sie jetzt sagen.“

Das dumpfe, schwere Wort warf den Pfarrer für einen Augenblick zurück. Er ließ die Arme sinken, saß bekümmert auf seinem Stuhl, betrachtete den Verstoßten und hatte keine Worte. Dennoch war er nicht müde. Mit grenzenloser Geduld hob er nach einer Weile aufs neue an.

War es das augenblickliche Zögern gewesen, oder hatte nichts über ihn Gewalt, Ulrich Widmer sah den Pfarrer mit scharfen, kalten Augen an. Dann — langsam — kam ein Lauern in seinen Blick. Es war so versteckt, daß keiner von außen es gewahren konnte. Er hörte Huldreich noch eine Weile geduldig zu. Auf einmal zeigte er sich geneigt, zu erwägen, was dieser ihm vorschlug: sich außer Landes zu begeben und Magdalenas Ruhe hier nicht zu stören.

„Ich soll übers Meer fort, meinen Sie?“ fragte er nachdenklich. „Es mit ganz andern Menschen in einem andern Lande versuchen?“

Es war jetzt, als überlege er wirklich.

Eine Weile sprachen sie eingehend über den Plan. Wort gegen Wort. Huldreich meinte Schritt um Schritt seinem Ziele näher zu kommen. Widmer nickte vor sich hin und warf ein paar zustimmende Bemerkungen dazwischen: „Das ist ein Vorschlag! Das möchte gehen! Man

„könnte es versuchen!“ Dabei hob er den Kopf nicht. So war nicht zu erraten, ob seine Gedanken dieselben Wege gingen wie seine Worte. Endlich atmete er auf, als ob er einen Entschluß gefaßt habe. Er hob das Gesicht. Seine Augen glitten flüchtig über Huldreichs Züge und taten eine rasche, unruhige Wanderung durch die Stube.

„Aber“ — sagte er stockend — „ich darf — sie noch einmal — sehen — Magdalena?“

Huldreich erschrak. Dann kam es heiß über ihn. Dieser Mensch, der den Glauben an die andern verloren hatte, sprach eine Bitte aus. Er forderte einen ersten Vertrauensbeweis. Wie konnte er Vertrauen schöpfen, wenn man ihm nicht mit Vertrauen entgegenkam?

„Sie versprechen mir, daß Sie nachher gehen wollen? Weit fort?“ fragte er und streckte Widmer die Hand hin.

„Weit fort?“ wiederholte dieser. Er horchte auf das Verklingen seiner eigenen Worte.

Huldreich glaubte, daß er zögere. Er fuhr fort, ihn zu überreden. „Dort haben Sie Gelegenheit, ein andres Leben anzufangen, Ihren guten Willen zu zeigen... Vielleicht — vielleicht wird alles noch einmal gut!“

Mitten in dieser Rede schlug Widmer die schwere Hand in die seine. „Gewiß,“ versprach er, als ob er das Letztgesagte gar nicht gehört habe. „Ich gehe gleich nachher — weit fort.“

Fest hielt er dem Blick des Pfarrers, der auf ihm ruhte, stand.

„Wenn es Tag ist, bringe ich sie Ihnen,“ sicherte Huldreich Rot ihm zu.

Der Tag, von dem er sprach, legte die ersten grauen Lichter über die Berge. Der Regen hielt an. Nur der Sturm war stiller geworden.

(Fortsetzung folgt.)

März.

Wer klopft in tollem Reigen
Und lockt und will nicht schweigen —
Und ruft und lacht
Die liebe, lange, ganze Nacht
An meine Fensterscheiben?

Der Frühling ist's — der junge Fant —
Er trägt sein liches Festgewand,
Hat alle Veilchen aufgeweckt,
Schneeglöcklein auf den Hut gesteckt,
Der lustige Geselle!

Ich hab' das Fenster aufgemacht
Und lausche in die Frühlingsnacht,
Allüberall strömt junge Kraft —
Das lenzt und blüht, das quillt und schafft!
Willkommen, klingender März! Gottfried Feuz.

Nordsee-Luft.

Von Ernst Eschmann.

Nach der Insel Sylt.

Es ergibt sich sozusagen von selbst, daß man bei der Abreise von Helgoland Richtung Sylt einschlägt. Die Dampfer machen die täglichen Kurse, einer Hamburg—Sylt, ein anderer Sylt—Hamburg. In Helgoland kreuzen sie und machen dort einen längern Halt.

Der Morgen des Reisetages war noch trübe. Gegen Nachmittag hellte der Himmel auf, und noch einmal stand mir eine herrliche Fahrt bevor.

Da Helgoland außerhalb des deutschen Zollgebietes liegt, findet vor dem Einbooten eine gründliche Gepäckrevision statt. Die Gäste haben auf der Insel mancherlei gekauft, da die Waren — Zigarren, Spirituosen, farbige Tüchlein, Andenken und Geschenke aller Art — ohne den

Zollzuschlag zu billigen Preisen angeboten werden.

Dann aber, wenn man die Schranken hinter sich hat, steht dem glatten Verlauf der Abreise kein Hindernis mehr im Weg.

Noch lange blieb Helgoland in Sicht. Auf's neue freute ich mich des herrlichen Einklangs von Meer und Wasser, und da die Sonne nun alles Gewölk durchbrochen und verjagt hatte, genoß ich die Stunden mit festlicher Lust.

Voll der Eindrücke, die noch ganz jung sind, zieht man bereits wieder neuen entgegen! Es ist ein Leben, daß man jubeln möchte. Auf dem ganzen Schiff herrscht Sommerferien-Stimmung. Ganze Familien sind unterwegs, die sich ein paar Wochen in Westerland oder an einem der weni-